

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Koshrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sie haben etwas Falsches gedacht, Bedmann,“ sagte sie dann. „Wenn die Sache so wäre, müßte mein Mann dort gleich neben dem Stuhl zu Boden gestürzt sein. Ueberhaupt sehe ich hier Zeichen der Unordnung, die ich nicht verstehe. Das Fell unter dem Schreibtisch ist verschoben, die eine Schublade, in der die Schlüssel stecken, steht halb offen und sieht aus, als wenn man darin gewühlt hätte. Auch die Briefe hier auf dem Tisch liegen unordentlich, als ich sie hergelegt habe gestern Abend. Wenn ich wüßte, — haben Sie schon nachgesehen, ob nichts von den Sachen fehlt, die mein Mann bei sich zu tragen pflegte?“

„Nein, nein, Frau Baronin, wie hätte ich mir das herausnehmen können!“

„Aber jetzt müssen Sie's tun. Ich kann es nicht, kann ihn nicht berühren! Sehen Sie nach — in seinen Kleidern, in seinen Taschen. Sind Uhr und Portemonnaie noch vorhanden?“

Er gehorchte und untersuchte mit vorsichtigen Händen die Gewandung des Toten. Auch die Baronin trat nahe zu ihm heran, und bald hatten sie herausgefunden, daß Brieftasche, Uhr und Portemonnaie nicht mehr vorhanden waren. Weiter umhersuchend, erkannte die Baronin, daß auch ein goldenes Halsbein fehlte, womit sie die Papiere auf dem Schreibtisch am Abend vorher beschwert hatte. Nun musterte sie mit erneuter und erhöhter Aufmerksamkeit auch Gesicht und Körper ihres Mannes, um plötzlich mit halb lautem Schrei zurückzufahren.

„Es ist ein Mord, Bedmann, kein Schlaganfall! Sehen Sie her. Sehen Sie diese blutunterlaufenen Spuren an seinem Hals? Einem gemeinen Raubmord ist mein Mann zum Opfer gefallen.“

„Um Gottes willen!“

„Gehen Sie sofort und sehen Sie die Gendarmerie in Kenntnis. Gehen Sie, gehen Sie!“

Eilig machte der Gärtner sich auf den Weg, um den Befehl der Baronin auszuführen, und sie blieb allein bei der stummen, regungslosen Gestalt auf dem Divan.

Lange Zeit blickte sie starr darauf nieder, um dann den Kopf langsam ein paarmal zu bewegen, als wenn sie dem Toten zuzuckte; leise sagte sie dabei vor sich hin:

„Also vorbei für immer.“ — — —

Eine halbe Stunde später ungefähr hörte sie ein vorsichtiges Klüppern an der Glastür. Aus ihrer tiefen Versunkenheit schaute sie empor auf diesen Ton. „Was gibt es, Rosa?“ fragte sie rasch. „Ist jemand von der Gendarmerie gekommen?“

„Nein, Frau Baronin. Aber eben sprengte ein Reiter in den Hof. Es ist der Herr von Breitenbach und er fragt,

ob er die Frau Baronin sprechen könnte. Und weil er doch der nächste Gutsnachbar ist —“

Die Baronin wiegte den Kopf ungeduldig hin und her.

„Ich möchte jetzt niemanden sehen.“

„Ich habe gleich gesagt, daß ich nicht glaube, Frau Baronin würden ihn empfangen können. Er ist aber in so großer Aufregung und läßt sagen, er hätte der Frau Baronin etwas mitzuteilen über den Herrn Baron.“

„Das ist etwas anderes. Lassen Sie ihn kommen, — hierher. Die beiden waren ja Freunde.“

Rosa verschwand, und nach wenigen Augenblicken verdunkelte sich die Glastür durch den Eintritt einer ungewöhnlich großen und breiten Männergestalt. Die Baronin war auf ihrem Plaz sitzend geblieben und erwartete unbeweglich das Näherkommen des Eintretenden. Mit großen Schritten, mit einer wiegenden Bewegung seines hohen Körpers ging er auf sie zu und streckte die Hände nach ihr aus. Dabei sprach er mit einer sonst wohl kräftigen und lauten, im Augenblick stark abgedämpften Stimme: „Ja, ist es denn möglich? Ist es denn wahr?“

Sie wies mit einer Bewegung des Armes auf den Toten. „Es ist wahr. Sehen Sie hin.“

Er trat ein wenig näher, jedoch nicht bis unmittelbar zu dem Divan, und blickte schweigend ein paar Augenblicke nieder auf den Gestorbenen. Dann hob er die Hand, um die Augen damit zu bedecken und murmelte: „Wein armer, armer Freund!“

Als er sich nun wieder zu der Baronin umwandte und sein Gesicht nach dem Lichte kehrte, konnte sie sehen, daß er in Wahrheit im Innersten erregt war. Sein volles, ganz glatt rasirtes Gesicht, in dem sonst mehr vom Lebensgenuß als vom Leiden zu lesen war, hatte alle Farbe verloren, und es zuckte um seinen Mund wie von verhaltenen Tränen oder von einer nervösen Regung. Dann begann er wieder mit seiner künstlich gedämpften Stimme zu sprechen: „Ich bin gleich herübergeritten auf die erste Nachricht hin. Unglücksbotschaften fliegen ja schnell. Ich bin gekommen, Ihnen meine Dienste anzubieten und —“

„Sie hätten mir etwas über ihn mitzuteilen, sagte das Mädchen.“

„Ganz recht. Ich war nämlich gestern Abend noch mit ihm zusammen.“

„Gestern? Mit ihm?“

„Ja, ich glaube sogar, daß ich der letzte gewesen bin, der ihn lebend gesehen hat, bevor dieser traurige Unfall ihn getroffen hat.“

„Es war kein Unfall,“ fiel die Baronin Herrn v. Breitenbach ins Wort.

„Was meinen Sie?“

„Es war Mord. Nach meiner festen Ueberzeugung war es Mord.“

„Um Gottes willen! Aber durch wen, aus welchen Motiven?“

„Ein Raubmord, so viel ich beurteilen kann. Es fehlten

verschiedene Wertgegenstände, und hier an seinem Halse können Sie Spuren von etwas Furchtbarem sehen. Man hat ihn erwischt."

Breitenbach stieß einen dumpfen Laut aus und verhällte sich abermals die Augen mit der Hand. „Ach, zeigen Sie mir das nicht, ich kann es nicht sehen!"

Mit einer Art von Erstaunen betrachtete sie den Erschütterten. „Auch ich muß es sehen," sagte sie dann, „und ich habe ihn doch einmal geliebt. Aber wie Sie wollen."

„Erzählen Sie mir nun, wo Sie meinen Mann getroffen haben und was er mit Ihnen gesprochen hat."

Er atmete scheinbar erleichtert auf. „Wir haben einander ganz zufällig auf der Bahn getroffen, im Zuge. Bassow kam von Berlin zurück, ich von Kostod. Als ich einstieg, sah ich ihn gleich und setzte mich zu ihm ins Coupé. Mir war es außerordentlich lieb, ihn zu treffen, denn ich hatte eine geschäftliche Sache mit ihm zu verhandeln. Sie wissen, Baronin, daß ein Stück von meinem Gute — der Teil da drüben mit dem toten See — tief in das Thyrge eingreift, eine Halbinsel gewissermaßen, die auf zwei Seiten von Ihrem Besitz umgeben ist. Bassow hatte schon lange den Wunsch, zu arrondieren, dieses Stück zu erwerben. Ich hatte früher nie davon wissen wollen, wegen des wertvollen Waldbestandes gerade auf diesem Fleck. Seit aber der Windbruch im Frühjahr die meisten von den Bäumen gefällt hat, liegt die Sache für mich anders, und gerade in diesen Tagen hatte ich mich entschlossen, ihm seinen Wunsch zu erfüllen."

„Darüber also haben Sie mit ihm gesprochen?"

„Ja, jedoch erst, als wir den Zug verlassen hatten. Im Coupé waren verschiedene Leute, vor denen Geschäftliches besser nicht verhandelt wurde. So schickte ich meinen Wagen, den ich an die Station bestellt hatte, wieder zurück, weil Bassow unerwartet heimkam und zu Fuß gehen wollte. Darauf sind wir ganz langsam zusammen den Feldweg gegangen. Wir konnten uns über den Preis nicht einigen, darum haben wir geraume Zeit auf dem Wege zugebracht. Etwa eine Viertelstunde haben wir auf einer Bank am Waldrand gesessen."

„Und es ist Ihnen unterwegs nichts Verdächtiges begegnet?"

„Ja; da Sie mich fragen, fällt es mir ein. Sie wissen, der Feldweg führt eine Strecke durch den Wald. Er ist mir schmal dort, und es war schon sehr dämmerig. An dieser Stelle ist uns ein Mann begegnet. Genau habe ich ihn nicht erkennen können, aber trotzdem war etwas in der Erscheinung, was mir auffiel und mich veranlaßte, mich nach ihm umzusehen. Er war stehengeblieben und sah uns ebenfalls nach; als ich nach einer Weile noch einmal zurückschaute, schien es mir, als wenn er umgekehrt und ein Stück hinter uns hergekommen wäre."

„Wie sah er aus?"

„Ich sagte schon, es war sehr dämmerig an der Stelle. Das aber habe ich doch erkennen können, daß es ein großer Mann war, beinahe so groß wie ich selbst, und daß er in gebeugter Haltung ging."

„Gebeugt und groß — dann glaube ich nicht —"

Sie brach plötzlich ab; es war, als wäre sie über die eigenen Worte erschrocken.

Mit einem raschen Blick, bei dem in seinen hellgrauen Augen ein eigentümlicher, harter Stahlglanz aufleuchtete, blickte Breitenbach ihr ins Gesicht. Eine Sekunde lang schwieg er, als wenn er ihr plötzliches Verstummen um so deutlicher hervorheben wollte; dann erst folgte seine Frage: „Baronin, Sie haben einen Verdacht?"

„Nein, nein, keinen Verdacht. Warum sagen Sie das?"

Ganz rasch, mit wenig Atem kamen ihre Worte hervor.

„Weil Sie den Satz, den sie angefangen hatten, unvollendet ließen."

„Ich bin unruhig, zerstreut, ist das ein Wunder an diesem furchtbaren Morgen? Und immer kommt noch niemand von der Polizei! Würden Sie den Mann, dem Sie begegnet sind, wiedererkennen?" fügte sie dann unvermittelt hinzu.

„Sein Gesicht, nein. Aber seine Figur mit ihrer auffallenden Haltung ist mir deutlich im Gedächtnis geblieben. Und wenn ich etwas dazu beitragen könnte, den Schändlichen zu ermitteln, der mir den liebsten und nächsten Freund ermordet hat —"

Sie unterbrach ihn. „Ist in Ihrem Gespräch mit

meinem Manne nicht irgendein Wort gefallen, das auf eine Spur leiten könnte?"

„Nein, wir haben lediglich über unser Geschäft gesprochen, das nicht zum Abschluß kommen wollte und auch tatsächlich noch nicht zum Abschluß gekommen ist. Ich glaube, daß er den Mann, der uns begegnete, kaum beachtet hat."

„Ich spreche nicht von diesem Manne, der meiner Ansicht nach nichts mit der Sache zu tun hat."

„Aber Baronin!"

„Nehmen Sie an, daß ich meine Gründe habe, um das zu sagen, daß ich sie aber vorläufig noch nicht aussprechen möchte."

Sie hatte jetzt volle Sicherheit in Ton und Haltung wiedergefunden und stand mit ihrem bleichen Gesicht ganz ruhig vor ihrem Besucher. Und mit gleicher Sicherheit fügte sie nun hinzu: „Nein, ich frage, ob nicht gestern oder sonst in letzter Zeit mein Mann irgend etwas gesagt hat, was für die Nachforschung nach dem Mörder nützlich werden könnte. Früher ist er öfter mit Bettelbriefen belästigt worden — vielleicht — hat er von etwas Detarigent nicht gesprochen?"

Mit immer schärferer und nachdrücklicherer Prüfung hatte Breitenbach seine Blicke auf ihrem Gesichte ruhen lassen, und immer stärker war der Stahlglanz in seinen Augen geworden. Aber auch seine Stimme war ganz ruhig, als er nun antwortete: „Nein, davon hat er niemals mit mir gesprochen, weder gestern, noch früher."

„Und wo haben Sie sich von ihm getrennt?"

„Ich bin bis zu der nächsten Tür im Parkgitter mit ihm gegangen und habe mich dort von ihm verabschiedet."

„Die Tür war verschlossen?"

„Gewiß. Er zog den Schlüssel hervor und öffnete."

„Und schloß er sie hinter sich wieder ab?"

„Das ist meines Wissens bei dieser Türe nicht nötig. Sie fällt von selbst ins Schloß, wenn man sie zuzieht."

„Ja, das ist richtig. Und Sie haben hinterher nichts mehr gehört? Keinen Ton, keinen Schrei?"

„Nein — nichts."

Sie öffnete die Lippen zu einer Antwort oder zu einer weiteren Frage, doch wurde sie durch unerwartetes Erscheinen Rosas in der offen gebliebenen Glastür verhindert, sie auszusprechen. Halb laut meldete das Mädchen: „Der Herr Wachtmeister von der Gendarmerie ist eben angekommen."

Die Baronin befohl ihr, den Mann sofort hereinzuführen, und als das Mädchen wieder gegangen war, trat Breitenbach auf sie zu. „Gestatten Sie mir, mich zu verabschieden, Baronin, und zugleich etwas nachzuholen, was ich im Schreken und in der Unruhe dieses Tages bisher leider versäumt habe." Seine Mienen hatten sich verändert, und er sprach wieder in dem weichen, vibrierenden Tone, wie bei seinem Eintreten: „Ich habe versäumt, Ihnen meine tiefste, herzlichste Teilnahme bei diesem großen, jähen Verluste auszusprechen."

Mit einer energischen Bewegung richtete sich die Baronin auf; die Linien ihres Gesichtes wurden fest und hart. „Lassen Sie das, Herr von Breitenbach, wir wollen keine Komödie miteinander spielen. Es weiß niemand besser als Sie, mein vertrauter Freund, wie mein Verhältnis zu meinem Manne sich seit einem Jahr ungesähr verändert hat. Sie wissen, daß wir einander geliebt haben, schwärmerisch, leidenschaftlich, — Sie wissen aber auch, daß diese Liebe in uns gestorben ist. Nicht erst heute habe ich meinen Mann verloren. Wie sehr ich den Lebenden betrauert habe, ist meine Sache. Sie meinen es gut, und ich danke Ihnen, aber ich bitte Sie, sprechen Sie mir nicht von Teilnahme."

Einen Augenblick schien Breitenbach nach einer Antwort zu suchen, dann aber verbeugte er sich tief und sagte nur: „Wie gnädigste Baronin befehlen." Damit ging er durch die Glastür in den Park hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblende auf das Weltkriegsjahr 1915.

IX.

Balkanämpfe.

1. Stand am Jahresbeginn.

Am 2. Dezember 1914 hatten die Oesterreicher Belgrad eingenommen. Am 14. mußten sie es wieder aufgeben und auch das übrige Serbien wieder räumen, was nicht ohne Verluste an Men-

schon und Kriegsmaterial abging. Zum Teil haben zu diesem bedauerlichen Ereignis zweifellos Umstände mitgewirkt, die nun einmal in jedem Kriege vorkommen können. S. B. wurde der Nachschub an Truppen, Munition usw. infolge unerwarteten Witterungsumschlages über die Vorberechnung hinaus schwierig, wodurch die am weitesten vorgebrungenen Truppen in eine üble Lage kamen. Zum Teil haben aber auch recht bedauerliche Vorgänge im österreichischen Heere, wie Unzuverlässigkeit slowakischer Regimenter und ähnliche Vorkommnisse, die noch wenig bekannt sind, sich im übrigen aber auch der Erörterung entziehen, beigetragen. Glücklicherweise konnten die Serben den ihnen wohl selbst unerwarteten Erfolg wenigstens nicht ausnutzen. Nicht nur hatten die Waffen der Oesterreicher ihre Reiben gewaltig gelichtet, sondern infolge schlechter Verpflegung waren auch Nervenfieber, Flecktyphus und Cholera bei ihnen eingeschlagen. Auch fehlte es ihnen an Munition; kurz, ihr ganzes Heer war zerrüttet. Da nun auch die Oesterreicher ihre verfügbaren Truppen an anderer Stelle notwendiger gebrauchten, erlosch der Kampf auf diesem Kriegsschauplatz mit Ende des Jahres; beide Gegner beschränkten sich fortan auf Grenzbeobachtung.

2. Die Eroberung Serbiens.

a) Ausbruch der Feindseligkeiten.

Das Kanonenschloß deutscher Artillerie, welches in der Gegend von Semendria am 19. September vom nördlichen auf das südliche Donauufer hinüberspielte und die Serben aus ihren dortigen Stellungen vertrieb, leitete einen neuen wichtigen Kriegsschnitt ein, und die zwei Tage später,

am 21. September, erfolgte Mobilmachung Bulgariens gab diesem Vorgehen erst seine volle Bedeutung. Erschreckt fuhren unsere Feinde auf, und am 30. September erschien der Oberkommandierende der französisch-englischen Dardanellenstreitkräfte, General Hamilton, in Saloniki und kündigte bevorstehende Truppenlandungen an. Der sofort erhobene und mit steigendem Nachdruck mehrfach wiederholte Einspruch Griechenlands, welches am 24. September ebenfalls mobil gemacht hatte, blieb unbeachtet. Die Truppenlandungen, zunächst Franzosen, denen Engländer bald folgten, begannen am 5. Oktober. Die ganze Art und Weise aber, wie diese bewerkstelligt wurden, zeigte auf das deutlichste, in wie hohem Grade unsere Feinde überrascht worden waren. Am 13. Oktober, als die Deutschen und Oesterreicher schon mit ihrer ganzen Truppenmacht in Serbien standen, waren erst 40 000 und auch am 15. November, nachdem auch Bulgarien schon lange in den Kampf eingegriffen hatte und weit über die Hälfte Serbiens im Besitz der verbündeten Deutschen, Oesterreicher und Bulgaren war, immer erst 80 000 Mann gelandet.

Im vollen Gegensatz hierzu stand das ebenso wohlvorbereitete wie nachdrückliche Vorgehen der Deutschen und Oesterreicher. Unter dem Oberbefehl des Generalfeldmarschalls v. Radenski waren zwei Armeen bereitgestellt worden. Eine aus deutschen Truppen bestehende unter General v. Gallwitz, die andere unter dem Befehl des österreichischen Generals v. Kovetz, meist aus österreichisch-ungarischen Truppen bestehend, aber mit deutschen Truppen durchsetzt. Diese ganze Macht beginnt in breiter Front in der Nacht vom 6. zum 7. Oktober den Uebergang über Donau und Save zwischen Drina-Mündung und Eisernem Tor und hat ihn am 12. beendet.

Schon am 8. Oktober aber kommt Belgrad und am 10. Oktober auch Stadt und Festung Semendria in den Besitz der Verbündeten.

b) Letzte diplomatische Notversuche unserer Feinde.

4. Oktober. Russisches Ultimatum an Bulgarien.
13. Oktober. Griechenland lehnt es trotz aller Drohungen ab, den Bündnisfall mit Serbien als gegeben zu betrachten.
14.—16. Oktober. Beginn des offiziellen Kriegszustandes zwischen Bulgarien einerseits, Serbien, Rußland, Frankreich und England andererseits.

Rumänien bleibt unbedingt fest, hält die Heere im eigenen Lande zurück und entwaflnet bald darauf einige russische Kriegsschiffe in der Donaumündung.

20. Oktober. England bietet Griechenland für seinen Eintritt in den Kampf die Insel Cypern an, was dieses unter Beharren auf seiner Neutralität entschieden zurückweist.

c) Das Eingreifen Bulgariens.

11. Oktober. Die Serben greifen die Bulgaren in der Gegend von Biogradskit an; sie werden zurückgetrieben, worauf die Bulgaren ihrerseits angreifend vorgehen.

16. Oktober. Die Bulgaren sind schon so weit in Serbien eingedrungen, daß dieses im Osten und Norden von jeder Verbindung mit seinen Verbündeten abgeschnitten ist.

22. Oktober. Negotin wird von den Bulgaren besetzt; am folgenden Tage auch Ueskub.

27. Oktober. Die russische Schwarze-See-Flotte bombardiert mit geringem Erfolge den bulgarischen Hafen Warna. Die bulgarische Küstenartillerie bringt zwei russische Kriegsschiffe der Tri-Sviatitsa-Klasse zum Sinken (je 13 500 Tonnengehalt und 740 Mann Besatzung). Die russische Flotte zieht sich zurück.

27. Oktober. Eine bulgarische Offiziers-Batrouille stellt die direkte Verbindung zwischen den deutsch-österreichischen und den bulgarischen Truppen her.

d) Weiteres schnelles Vordringen in Serbien.

31. Oktober. Pragujevac wird von den Deutschen genommen. Für die drei ersten Kriegswochen, also bis Ende Oktober, wird schon eine Anzahl von 33 000 gefangenen Serben ermittelt, außerdem haben sie mindestens schon ein Viertel ihrer Artillerie verloren.

5. November. Die Bulgaren besetzen nach dreitägigen schweren Kämpfen die serbische Hauptstadt Niß, die Deutschen am selben Tage Kraljevo und am folgenden Kruschewag, wo sie reiche Beute machen. Gleichzeitig gewinnen die deutsch-österreichischen Streitkräfte direkte Gesichtsbühnung mit den Bulgaren; die serbischen Gefangenzahlen steigen schnell und ihr Rückzug wird fluchtartig.

Etwa am 9. und 10. November bedingte die Regelung des Verpflegungswesens eine Verlangsamung des Vorgehens; dann aber wurde es wieder in voller Schärfe aufgenommen.

Mitte November wurden die blutigen Verluste der Serben schon auf 70 000 geschätzt, ebenso hoch war die Zahl der ihnen abgenommenen Gefangenen, so daß in der ersten Novemberhälfte etwa 40 000 hinzugekommen sind. Zu diesen insgesamt 140 000 Mann Verlusten ist noch eine nicht zu kleine Zahl von Versprengten, Ueberläufern usw. hinzuzufügen. Außerdem haben die Serben schon fast ihre ganze schwere und die Hälfte ihrer Feldartillerie verloren.

e) Erste Kämpfe gegen die Franzosen.

Diesen Ereignissen, welche die Kampffähigkeit der Serben fast völlig vernichteten, gleichzeitig aber auch den Donauweg, sowie den Landweg durch Serbien nach Konstantinopel und Kleinasien frei machten, sahen unsere Feinde — gezwungenermaßen — fast völlig teilnahmslos zu. Die Festigkeit des griechischen Königs, der eine Teilnahme am Kampfe mit wachsender Entschiedenheit ablehnte, hatte alle ihre Pläne über den Haufen geworfen. Sie suchten zwar durch falsche Meldungen die Zahl der von ihnen gelandeten Truppen stark zu übertreiben, machten damit aber keinerlei Eindruck.

Am 21. Oktober nahmen Franzosen und Bulgaren erstmalig Fühlung.

Am 31. Oktober erlitten sie — welche im übrigen in ihren amtlichen Bekanntmachungen immer nur von Siegen ihrer „Orientarmee“ sprachen — bei Vrilep eine erste Niederlage. Auch am

5. November wurden die, dieses Mal durch eine kleine Abteilung Engländer unterstützten Franzosen auf etwas breiterer Front bei Vrilep, Krivolof und Strumitza unter Verlust von Gefangenen und Kriegsmaterial zurückgeschlagen. Noch ernster war die Niederlage der Franzosen

am 12. November bei Gracko.

So konnten unsere Gegner den Zusammenbruch Serbiens nicht einmal verlangsamen, geschweige denn verhindern.

f) Serbiens Untergang.

Immer enger und vernichtender legte sich von Mitte November ab der eiserne Ring der deutschen, österreichischen und bulgarischen Truppen um die ohnehin schon auf das äußerste erschöpften Reste der serbischen Armee herum. Immer größer wurden die serbischen Verluste an Land, Kriegsgeschütz und Mannschaften. Am 28. November konnte der deutsche Heeresbericht den Abschluß der Operationen großen Stiles melden. Ganz Serbien war von seinen eigenen Streitkräften geräumt. Die wenigen noch übrig gebliebenen Tausende von Streitern irrten in zerstreuten Gruppen, ohne einheitliche Führung, schlecht bewaffnet und -bekleidet, ohne Artillerie, vielfach auch ohne Nahrung, Hilf- und planlos in den montenegrinischen und albanesischen Bergen umher.

g) Schwere Niederlage der Franzosen und Engländer.

Die Vernichtung der letzten serbischen Widerstandskraft auf dem Anselebe bei Pristina brachte die inzwischen mit einer Heeresmacht von etwa 150 000 Mann in Mazedonien eingedrungenen Franzosen und Engländer (diese letzteren die kleinere Hälfte) in die übelste Lage. Diese konnten sie schon deshalb nicht mehr bringen, weil niemand mehr da war, dem noch zu helfen gewesen wäre. Daß sie selbst den ganzen, inzwischen verfügbar gewordenen bulgarischen Heere nicht gewachsen waren, wußten sie wohl. Dennoch wagten sie ihres politisch-militärischen Ansehens halber keinen kampfstosigen Rückzug. Da griffen die Bulgaren ihrerseits an. In den Kämpfen vom 7.—11. Dezember wurden Franzosen und Engländer derart vernichtend geschlagen, daß sie in aufgelöster Flucht in das befestigte Lager von Saloniki zurückströmten. Am 12. Dezember machten unsere Freunde, die siegreichen Bulgaren, vorerst an der griechischen Grenze Halt; einstweilen der Diplomatie den Vortritt überlassend.

3. Stand am Jahresluß.

Mitte Dezember war die Zahl der Balkan-Gefangenen auf fast 200 000 gestiegen. Fast alles Serben, nur wenige Montenegro, Franzosen und Engländer darunter. Die unbedeutenden montenegrinischen Streitkräfte erwiesen sich für den reinen Feldkampf als wenig brauchbar. Die Entwicklung des Kleinrieges in den albanischen und montenegrinischen Bergen bleibt der Zukunft vorbehalten. Ebenso die Beantwortung der Frage, ob die Italiener ein bewaffnetes Eintreten auf dem Balkan wagen werden. Erst recht bleibt die Frage in der Schwebe, ob die Engländer und Franzosen nachmals zum Angriff schreiten, oder vorziehen, sich in ihrem Lager in Saloniki ruhig zu verhalten, so lange sie nicht etwa selbst angegriffen werden. In beiden Beziehungen wird die

Haltung Griechenlands von großem Einfluß sein, wenn sie schon jetzt mit voller Sicherheit angenommen werden darf, daß es auf keinen Fall mit Hand und Fuß auf die Seite unserer Feinde treten wird.

Vermischtes.

• Eine Reise durch Deutschland in den „Daily News“. Die „Daily News“ veröffentlicht an führender Stelle die folgende Schilderung einer Deutschlandreise durch einen neutralen Mitarbeiter: „Bereits beim Einlaufen meines Auges an der deutschen Grenze empfing ich einen starken Eindruck der Sicherheitsmaßregeln zur Ueberwachung des Reiseverkehrs. Die Kontrolle über die ankommenden und fortgehenden Reisenden ist bis in die letzte Einzelheit ausgedacht und ausgearbeitet. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, überhaupt noch eine reslosere Ueberprüfungsorganisation ins Werk zu setzen. Alle Passagiere wurden Offizieren, Grenzbeamten und Soldaten zum Verhör und zur Durchsichtung gegenübergestellt. Die ganze Ueberprüfung nahm ungefähr 1 1/2 Stunden in Anspruch. Alles ging in Ruhe und nach geordneten Regeln vor sich. Ich muß gerechterweise feststellen, daß das Benehmen sämtlicher Beamten und Militärpersonen den Reisenden gegenüber tadellos war und daß zwischen deutschen und neutralen Personen kein Unterschied in der Behandlung gemacht wurde. Niemand wurde mehr belästigt, als die Umstände in solchen Zeiten es erfordern. Als ich schließlich in dem deutschen D-Zug saß, stellte ich im Gespräch mit meinen Abteilgenossen fest, wie einheitlich die Stimmung des Publikums ist. Jeder, mit dem ich sprach, war fest davon überzeugt, daß Deutschland aus diesem Kriege siegreich hervorgehen werde. Sie halten alle ihr Vaterland für unbesiegbar und lassen sich nicht im geringsten durch die feindliche Presse beeinflussen. Der Bahnverkehr ist ausgezeichnet. Die Züge verkehren in allen Richtungen mit hervorragender Pünktlichkeit. Für die Soldaten, die in Zivilkitteln reisen, werden eigene Abteilungen freigehalten. Meist aber werden sie in besonderen Militärszügen befördert. Die Zahl der Soldaten, denen man beim Reisen auf den Poststellen begegnet, ist ungeheuer. Die gewaltigen Mengen vorzüglich aussehender Soldaten, die ich in Deutschland erblickte, machten mir den Eindruck werschöpflicher Reserven. Trotzdem werden alle öffentlichen Einrichtungen und Ämter in ausreichender Weise durch männliche Beamte besetzt. So z. B. arbeitet die Post ohne jede Störung, und die Zahl der Eisenbahnbeamten ist so groß, daß man nirgends Störungen begegnet und überall ohne Schwierigkeiten Gepäckträger usw. vorfindet. Die fleischlosen Tage erregen im Publikum keinerlei Mißbehagen, und alle Kriegsvorschriften werden mit patriotischem Eifer erfüllt. An Fischen ist kein Mangel, und viele Frauen äußern sich mit Befriedigung über die Speisevorschriften, die eine größere Abwechslung bringen. In allen Speisewagen der D-Züge erhält man ein ausgezeichnetes Mittagsgemahl für 3 Mk. Die Theater und Kinos sind in vollem Betrieb. Ueberhaupt gipfelt der Gesamteindruck einer Reise durch Deutschland im letzten Kriegesmonat darin, daß das gegenwärtige Leben sich von dem in normalen Zeiten nicht wesentlich unterscheidet.“

• Der französische Kriegsstock. Der moderne Krieg, der eine Anzahl neuer Waffen und Kriegswerkzeuge erstehen ließ, hat gleichzeitig auch die ältesten, scheinbar vergessenen Apparate und Gebrauchsgegenstände zu neuem Leben im Felde erweckt. Die Stahlhelme der französischen Infanteristen erinnern an das Mittelalter, die zum Werfen von Bomben verwendeten Schleudermaschinen gemahnen sogar an die Wurfapparate der klassischen Römer und Griechen. So ist auch der Stock, der gute, alte, friedliche Spazierstock, kriegerisch geworden und ins Feld gelangt, wo er sich bei den Armeen der Alliierten einer außerordentlichen Beliebtheit erfreut. Auch die Stöcke sind, wie in einer zeitgemäßen Mauderei des „Temps“ ausgeführt wird, in England und nunmehr auch in Frankreich der Mobilisation auf die Dauer nicht entgangen. Aber im Gegensatz zu seiner bisherigen Bestimmung deutete das Erscheinen des Stockes nicht dahin, daß die Armeen unausgeseht marschierten, er begann im Gegenteil bei den Franzosen erst eine Rolle zu spielen, als der mehr oder weniger unbewegliche Stellungskrieg zu seinen dauernden Rechten kam. Von der Küste im Norden bis zu den Vogesen hielt der Stock seinen Einzug in den französischen Schützengraben. Da die Offiziere in den Stellungen meist keine Säbel tragen, und da der Ausbau der Linien mehr ein Perambulieren als ein Gehen erforderlich macht, wurde der Gebrauch des Stockes immer allgemeiner. Die Soldaten folgten dem Beispiel ihrer Vorgesetzten, und so sieht man jetzt in Paris die beurlaubten Krieger mit den Stöcken umhergehen, die im Felde ihre Begleiter sind. Die Stockmode in der französischen Armee scheint aber weniger auf die Eigenart des Schützengrabenkrieges als auf eine Nachahmung des englischen Militärs zurückzuführen, das bekanntlich auch im Frieden statt mit Säbel oder Seitengewehr mit Spazier- und Reistöcken einherstolzerte. Und wenn dieser Zusammenhang im „Temps“ in Abrede gestellt wird, so geschieht dies wahrscheinlich aus guten Gründen: um zu verbergen, daß die wenig geübten und wenig soldatischen englischen Fußtruppen einen immer deutlicher werdenden schädlichen Einfluß auf die militärische Disziplin ihrer französischen Kollegen ausübten.

Büchertisch.

— Zwei bedeutsame Kunstausstellungen — die eine der modernen, die andere der älteren Kunstströmung — führt uns das soeben erschienene Januarheft der „Kunst“, Zeitschrift für freie und angewandte Kunst (H. Bruckmann, A.-G., München) in Wort und Bild vor: Die in der Galerie Petenmann in München veranstaltete „Ausstellung von Werken der Münchener Malerei 1860 bis 1890“ und die „Ausstellung der Berliner Sezession“. Ein dritter Aufsatz behandelt das Schaffen Albert Weisgerbers, durch dessen im Frühling v. J. in Flandern erfolgten Heldentod dem Münchener Kunstleben ein großer Verlust entstanden ist. Von Max Klinger sehen wir eine Anzahl vorzüglicher Wiedergaben aus dem soeben erschienenen Werke „Zwanzig Zeichnungen“. — Die Bauten von Ludwig Hoff-München zeigen uns einen vielseitigen Architekten, dessen Schöpfungen den ganzen Vortug und Reiz wahrer Heimatskunst aufweisen. Zum Schluß finden wir Goldschmiedearbeiten von Joseph Wilm-Berlin, Abbildungen von Zimmereinrichtungen von der Kölner Werkbund-Ausstellung aus dem soeben erschienenen Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1916, und endlich aus der betreudeten Donaumonarchie reizvolle Entwürfe für Besuchs- und Straßenkleider, sowie Seidenstoffe der Wiener Werkstätte.

— „Verkehr mit Lebens- und Futtermitteln“, Verordnungen des Bundesrates über den Verkehr mit Lebens- und Futtermitteln und über Höchstpreise, von Ministerialrat v. Braun, München. Ladenpreis broschiert M. 2,40, dauerhaft gebunden M. 3,—. Das Buch enthält im ersten Abschnitt die allgemeinen Vorschriften, wie Ernährungs-gesetz, Höchstpreissetz, dann die Verordnungen über Vorratserhebungen, Maßnahmen gegen Ueberteuern, Errichtung von Preisprüfungsstellen, die Bestimmungen über Beschränkungen des Handels, Erstforschung, Schlachtabverbote usw.; im zweiten Abschnitt die Vorschriften über Verbrauchsregelung und Höchstpreise für die einzelnen Nahrungs- und Futtermittel, insbesondere Getreide, Gerste, Malz, Hafer, Saatgut, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Delifrüchte, Futtermittel, Zucker, Reis, Milch, Oele und Fette usw. Es bildet also einen vollständigen Ueberblick über das geltende Recht auf dem Gebiete des Verkehrs und der Preise für Nahrungs- und Futtermittel. An Hand eines genauen Inhaltsverzeichnis und ausführlichen Sachregisters findet man sich sofort in der übergroßen Anzahl aller diesbezüglichen Vorschriften zurecht. Die noch zu erwartenden Vorschriften sollen in von Zeit zu Zeit herauszugebenden Ergänzungsheften erscheinen.

Gießener Hausfrauen-Verein.

- Sonntag: Geröstete Grießmehlsuppe, Hammelbraten mit eingemachten Bohnen und Salzkartoffeln.
- Montag: Brotsuppe, Wellfleisch mit Sauerkraut und Kartoffelbrei.
- Dienstag: Kartoffelsuppe, Reis mit Äpfel.
- Mittwoch: Gebrannte Mehlsuppe, Hackbraten mit Erdkohlraben und Kartoffeln.
- Donnerstag: Fleischbrühsuppe mit Gerste, Rindfleisch mit Senfstücke und Kartoffeln.
- Freitag: Haserlsuppe, Kabejlan mit Kapertunke und Kartoffeln.
- Samstag: Bohnensuppe mit Rindswürstchen.

• Eiweißerjaß: Einige rohe Kartoffeln werden recht sauber gewaschen und gebürstet, 20 Minuten in frisches Wasser gelegt, darauf dünn abgeschält und fein zerrieben. Alsdann gießt man frisches Wasser darüber und läßt die Masse sich setzen. Nun wird das an der Oberfläche stehende gelbbraune Wasser abgeseht, wieder frisches aufgeschüttet, gut umgerührt und wieder sich setzen lassen. Dies Verfahren wird so oft wiederholt, bis das Wasser ganz klar bleibt. Das kalte Wasser wird jetzt nochmals sorgfältig abgeseht und an dessen Stelle so viel kochendes Wasser unter ständigem Umrühren darübergeseht, als die Masse der Kartoffeln selbst trägt, der Topf auf das Feuer gesetzt und fortwährend umgerührt, bis die Masse dem Kochen nahe ist, kochen darf sie nicht. Derauf läßt man dieselbe abkühlen und brüht sie dann durch ein feines Tuch. Das Herausgedrückte bildet eine gallertartige Masse und kann wie Eiweiß verwendet werden. Es empfiehlt sich bei jedesmaligem Bedarf die neue Bereitung. (Flugschrift zur Volksnahrung.)

Verstedräfel.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“:
Schmorbraten — Wagenbitter — Stundisten — Ebelwild — Schatzgräber — Goldfischchen — Schwimmlehrer — Munterkeit — Oldenburg.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichklangräfels in voriger Nummer: Benzol.